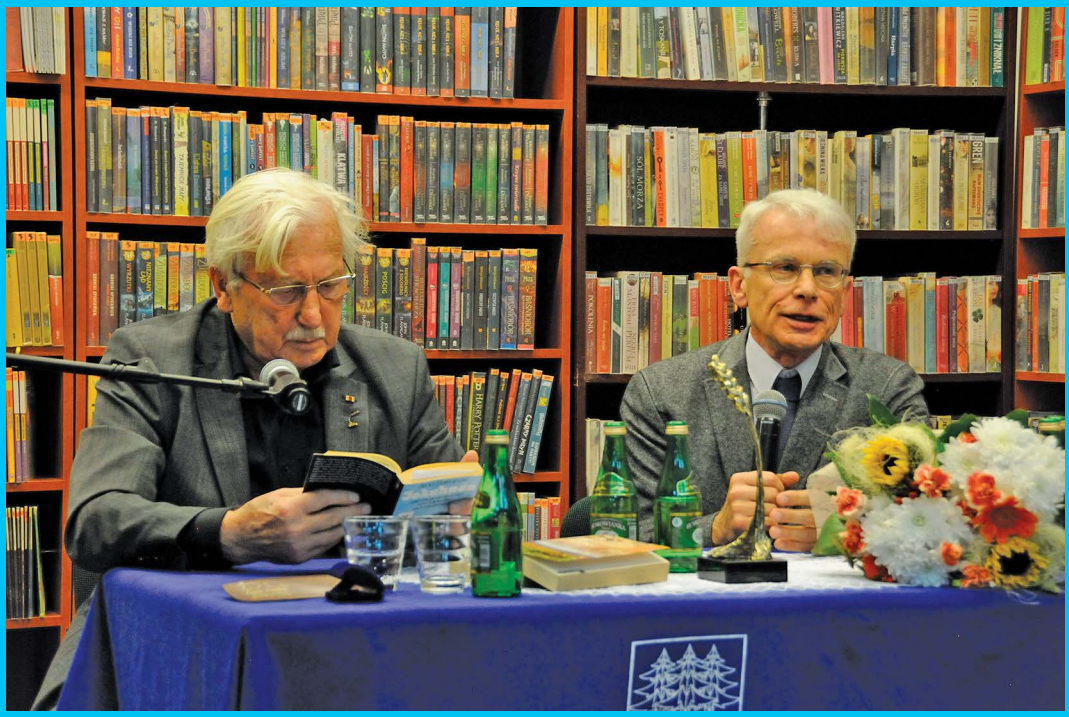
30. Jhg. OKTOBER 2019 Nr. 10 (371)

MASURISCHE STORCHENPOST

Ryszard Galla wurde erneut zum Abgeordneten der Deutschen Minderheit mit einem guten Ergebnis von 13.957 Stimmen gewählt.

Foto:www.wnp.pl/parlament



Arno Surminski w Kętrzynie/Rastenburg

Ryszard Galla ist der einzige Vertreter der deutschen Minderheit im Sejm – für nationale und ethnische Minderheiten.

Mit ihm sprach vor den Wahl Krzysztof Świerc („Wochenblatt“ Nr. 40/1435, 4.-10. Oktober 2019)

Stimmen Sie der Ansicht zu, dass man im Alleingang, aber auch zu zweit, zu dritt oder sogar zu fünft nur wenig im polnischen Parlament für die Minderheiten und ihre Heimatregionen bewirken kann, weil diese Repräsentanz auf jeden Fall zu bescheiden sei?

Im Prinzip schon, denn es ist ja immer die Mehrheit, die zählt. Die parlamentarische Mehrheit in einer Plenarsitzung oder auch die parlamentarische Mehrheit in einer Ausschusssitzung. Dies bedeutet aber keineswegs, dass die wenigen Abgeordneten oder gar nur der eine über gar keine Kraft verfügen. Hier gilt nämlich die Methode der angelehnten Tür, denn man hat dann über einen eigenen Vertreter Zugang zu dem Raum namens Sejm der Republik Polen. Und das bedeutet, wir haben einen Fuß in die Tür gesetzt und können dadurch im polnischen Parlament unsere Interessen verfolgen, klar und deutlich sagen, was wir erwarten. Denn wir haben dann unsere eigene Stimme, auch wenn es nur eine ist.

Die nun zu Ende gehende Legislaturperiode des Sejms war für Sie sehr schwierig, nicht zuletzt dadurch, dass Sie der einzige Vertreter der Minderheiten in Polen waren. Trotzdem konnten Sie sich erfolgreich für vieles einsetzen. Erzählen Sie uns bitte von den wichtigsten Themen, denen Sie in den vergangenen vier Jahren zu einem guten Abschluss verholfen haben.

Ja, das stimmt. Meine Präsenz im polnischen Parlament in der zu Ende gehenden Legislaturperiode war eine besondere, denn die Abgeordneten, die in der Vergangenheit über verschiedene politische Parteien angetreten waren und dabei z.B. die ukrainische oder weißrussische Minderheit repräsentieret, waren jetzt nicht rnehr da. Folglich nicht nur für die deutsche Minderheit sondern auch für andere Minderheiten, in Polen, denn z.B. vonseiten der Roma und der ukrainischen Gemeinschaft wurden immer wieder Bitten an mich um Unterstützung in verschiedenen Fragen gerichtet. Dabei musste ich ja wie jedes Jahr auch auf die Höhe des Budgets für nationale Minderheiten aufpassen und immer wieder in diesem Bereich reagieren, so etwa durch Besuche des Minderheitenausschusses bei verschiedenen Gemeinschaften, darunter auch bei der deutschen Minderheit in den Woiwodschaften Oppeln und Schlesien. Ich befasste mich auch mit dem sehr wichtigen und komplizierten Thema der Gesetzgebung, und zwar mit viel Genugtuung über das positive Ergebnis!

Was genau ist damit gemeint?

Gemeint ist eine Gesetzesvorlage einer Gruppe von Senatoren, bei der es darum ging, bestimmte Gedenkstätten zu beseitigen und Bezeichnungen aus dem öffentlichen Raum verschwinden zu lassen. Ursprünglich nur solche mit Bezug auf den kommunistischen und faschistischen Totalitarismus, doch irgendwann während dieser Gesetzesarbeit kam jemand auf die Idee, eine zusätzliche Kategorie einzuführen, und zwar Militarismus, ob preußisch, deutsch, ukrainisch oder auch russisch. Hätte man das durchgesetzt, hätte sich ein sehr ernsthaftes Problem ergeben, das insbesondere die deutsche Minderheit hart getroffen hätte, da diese besonders viele Gedenkstätten hat, ganz speziell aus der Zeit des Ersten Weltkriegs, die dann möglicherweise unter die Kategorie deutscher bzw. preußischer Militarismus gefallen wären. Damit war die Gefahr groß, dass ein so formuliertes Gesetz zu einem

neuen Denkmalkrieg im Lande, ganz besonders in Oberschlesien, führen würde.

Wie haben Sie reagiert?

Ich nutzte meine Kontakte zu Abgeordneten der PiS, die sich bei diesem Thema vernünftig zeigten und verwies sie darauf, dass es sogar in ihren nur spärlich mit Oberschlesien verbundenen Kreisen zu kommen könnte, dass womöglich viele Gedenkstätten beseitigt werden müssten. Und zwar nicht nur in Polen, sondern in letzter Konsequenz vielleicht auch außerhalb des Landes, was für die im jeweiligen Ausland lebenden Polen sicherlich ein harter Schlag sein würde. Die von mir gewählte Taktik erwies sich als richtig, denn das Ergebnis der Gespräche war positiv und die anschließende Anhörung vor dem Präsidium des Sejm führte dazu, dass die weitere Arbeit an dem Gesetz gestoppt wurde! Dabei wurde die Gesetzesvorlage, ja sogar von ihren Verfassern selbst zurückgenommen und bis heute (seit fast drei Jahren - Anm. 1 d. Red.) hat es niemand mehr gewagt, diese Idee erneut auf die Tagesordnung setzen zu wollen. Dies ist ein schönes Beispiel dafür, dass sogar ein einzelner Abgeordneter in einer für die deutsche Minderheit wichtigen Frage sehr effizient sein kann. Ich bin auf diesen Erfolg sehr stolz, denn das, was wir vor Jahren im Bereich der Gedenkstätten getan haben, bleibt nun erhalten!

Gibt es noch mehr Beispiele dafür, dass sogar ein einzelner Abgeordneter viel bewirken konnte und kann?

Ja, da gibt es noch viele. So bemühe ich mich
z.B. die ganze Zeit um Finanzen für alle Minderheiten in Polen und darum, dass diese Mittel nicht gekürzt, sondern gar noch erhöht werden. Die Folge: Die Initiativen, Projekte oder i auch die direkte Finanzierung der - Minderheitenstrukturen sind heute auf einem anständigen Niveau, ja vielleicht auf dem besten, das wir

jemals hatten!
Ich nutzte auch den Ausschuss für nationale und ethnische Minderheiten als Unterstützen für meine Aktivitäten gegen eine Vergrößerung der Hauptstadt der Woiwodschaft Oppeln auf Kosten der benachbarten Gemeinden. Hier, hatte ich leider weniger Erfolg, denn die „Wälze Oppeln-Erweiterung“ zermalmte letztlich brutal unsere Wünsche und Initiativen, ohne darauf zu achten, was die lokalen Gemeinschaften der zu verkleinernden Gemeinden zu sagen i hatten. Intensiv arbeite ich auch an der Lösung eines Problems, mit dem wir seit zwei Jahren zu tun haben. Gemeint ist der Unterricht Deutsch als Mutter- bzw. Fremdsprache in den Klassen 7 i und 8 der Grundschule. Zudem bemühe ich mich als Mitglied des Ausschusses für öffentliche Finanzen um verstärkte Maßnahmen zur Gewinnung externer Investoren für die Region Oppeln, darunter auch solcher aus Deutschland. Denn die ganze Staatsphilosophie besteht ja im Kern darin, dass man nur dann Geld für Löhne, Bildung usw. ausgeben kann, wenn jemand es zuerst verdient hat. Also Unternehmen! Als sehr wichtig erachte ich daher die Stärkung der Wirtschaft und dabei auch die Suche nach externen Investoren, die bei uns investieren und gut bezahlte Jobs anbieten werden. Davon profitieren werden dann vor allem die Familien und in weiterer Folge auch die Kommunen und der Staatshaushalt.

Es besteht kein Zweifel daran, dass die Deutschen in Polen eigene Vertreter im polnischen Parlament brauchen, wie ein Fisch das Wasser. Deshalb wird am 13. Oktober jede Stimme für einen Repräsentanten der Deutschen Minderheit von Bedeutung sein. Zumal es ja nicht stimmt, dass wir den einen Abgeordneten ganz sicher haben werden. Erklären Sie bitte, weshalb dies nicht sicher ist.

So ist nun mal das polnische Rechtssystem mit Bezug auf die Wahlen. Es hat zur Folge, dass das Wahlkomitee Deutsche Min-

derheit wie jedes andere Wahlkomitee und jede andere Partei in Polen sich dem Wahlverfahren stellen muss, um dieses Mandat zu erlangen. Das einzige Vorrecht, das wir haben, ist, dass wir nicht landesweit die 5-Prozent Hürde überschreiten müssen. In einer Region allerdings, wo wir eine Liste aufstellen, ist die Überschreitung der 5-Prozent-Hürde ein Muss und dabei muss unser Ergebnis stark genug sein, um erfolgreich bei der Verteilung der zwölf Mandate an die einzelnen Wahlkomitees konkurrieren zu können. Ich bitte daher unsere Wähler: Seien Sie am 13. Oktober mobilisiert, aktiv und wählen Sie die Deutsche Minderheit, denn einen eigenen Vertreter im polnischen Parlament zu haben, ist für uns alle von enormer Bedeutung.

HEYNE
KLAUS
BEDNARZ
Fernes nahes Land
Begegnungen in
Ostpreußen

Klaus Bednarz.
In Masuren, also irgendwo zwischen Feuerland und Baikalsee

von Grzegorz Supady

Ralph Giordano (1923-2014), deutscher Journalist, Schriftsteller und Regisseur, veröffentlichte vor genau einem Vierteljahrhundert das Buch „Ostpreußen ade. Reise durch ein melancholisches Land". Darin stellte er seine Beobachtungen über ein Land vor, das ihm aus irgendeinem Grund wichtig vorkam. Giordanos Interesse an Ostpreußen hatte nämlich keinen persönlichen, sondern einen rein kulturgeschichtlichen Bezug. Um diesen abwechslungsreichen Landstrich besser zu erkunden, traf er sich während seines Aufenthaltes in Polen, der nahezu eineinhalb Jahre dauerte, mit vielen Personen, die unterschiedliche Gesellschaftskreise vertraten. Unter anderem fand damals ein Gespräch mit den Mitarbeitern des Wojciech-Kętrzyński-Instituts (OBN) in Allenstein/Olsztyn statt.

Ein Jahr später folgte ihm Klaus Bednarz (1942-2015) mit seinem Band „Fernes nahes Land. Begegnungen in Ostpreußen". Auch dieses Buch war eine Bestandaufnahme einer Art Studienreise durch das frühere Ostpreußen, das seit 1945 meistens unter dem Namen Ermland und Masuren vorkommt. Jene Veröffentlichungen beider deutschen Autoren erinnern in mancher Hinsicht an das Reportagenbuch des polnischen Schriftstellers Melchior Wańkowicz (1892-1974) „Na tropach Smętka" („Auf

Smęteks Spuren”) aus dem Jahre 1936. Sie enthalten nämlich Berichterstattungen und Meinungen von Außenstehenden, obwohl Bednarz selbst durch seine familiären Bindungen irgendwie besser informiert zu sein scheint als Wańkowicz und Giordano. Für Insider stellen all diese Bücher eher keine Wissensquelle dar. Sie entstanden aber, um den jeweiligen Lesern eine Auskunft über Ostpreußen bzw. Ermland-Masuren zu vermitteln, die bislang eigentlich keine Vorstellung von dieser einmaligen Landschaft hatten. Im Falle von Wańkowicz handelte es sich um die Bevölkerung Polens, bei Giordano und Bednarz um die Einwohner des wiedervereinigten Deutschland. Die deutschen Verfasser nahmen sich vor, einige Reiseimpressionen über den nicht immer erfreulichen Strukturwandel, der seit Beginn der 1990er Jahre auch in der ehemals meist von Deutschen bewohnen Landschaft präsent war, festzuhalten.

Klaus Bedanrz teilte sein Buch in zwei größere Kapitel ein: „Das südliche Ostpreußen” und „Das nördliche Ostpreußen” ein. Das erste gliederte er noch in zwei: „Masuren” und „Ermland”, das andere dagegen in drei Abschnitte: „Königsberg”, „Vom Frischen Haff bis zur Memel” und „Kant oder Kalinin? Die Frage nach der Zukunft”. Aus dem heutigen Gesichtspunkt würde mich das spätere Schicksal der von Bednarz im Kapitel über Masuren vorgestellten Protagonisten interessieren. Und dies stimmt mich ziemlich wehmütig ein, denn die meisten von ihnen leben schon nicht mehr. Unter den Verstorbenen sind solche Persönlichkeiten wie Marion Gräfin Dönhoff (1909-2002), Erwin Kruk (1941-2017) und der evangelische Pastor aus Nikolaiken/Mikołajki Franciszek Czudek (1942-2018) aufzuz.

So ist es auch im Falle von Anna K., der damals 74jährigen Tante von Bednarz, die er als letzte Deutsche in Ukta/Alt Ukta, dem Wohnort seiner Vorfahren, bezeichnete. Anna K. teilte nach 1945 das traurige Schicksal vieler Einheimischer in Masuren: den Räumungsbefehl im Januar 1945, die Flucht, den Tod ihres Vaters, die Verschleppung nach Sibirien, die Entlassung im Jahr 1948 und die Rückkehr ins Heimatdorf. Ihre Lebenslage verbesserte sich erst dann, nachdem sie den Polen Janek kennen gelernt und schließlich geheiratet hatte. Bednarz fasste es mit folgenden Worten zusammen: „Wann immer man Anna K. und ihren Mann besuchte, hatte man den Eindruck, es seien glückliche Menschen. Ein Eindruck, den Anna K. bestätigt. Das Verhältnis zwischen den Polen und Deutschen im Dorf, so Anna K., habe sich von Jahr zu Jahr verbessert" (S. 27). Übrigens, während seine Aufenthalte in Ukta traute sich Bednarz anfänglich kaum, das Haus seiner masurischen Vorfahren zu besuchen. Erst nach drei Jahren Zögerung wagte er, bei den polnischen Einwohnern vorbeizukommen.

Doch das Leben ging und geht weiter. Nach wie vor tätig sind: Krzysztof Mutschmann – Sorquitter Pastor und Wahl-Masure, Dariusz Jarosiński – ehemaliger Bürgermeister von Sensburg/Mrągowo, der heute als erfolgreicher Unternehmer fungiert, Krzysztof Ferenstein – mehrmaliger Polen- und Europa-Meister im Pferderennen sowie Wojciech Łukowski – Soziologe aus Lötzen/Giżycko, der inzwischen zum außenordentlichen Professor aufgestiegen ist. Sie alle sind Vertreter des öffentlichen Lebens, mit denen Bednarz damals Kontakt knüpfte.

Um aber erst eine Vorstellung vom wahren Leben der kleinen

Leute zu gewinnen, gesellte sich Bednarz gern auch zu den einfachen Fischern oder Forstarbeitern Masurens. Es war für ihn schon aus dem Grund wichtig, dass sich ganz Polen Mitte der 1990er Jahre im Strukturwandel befand. Eine hohe Arbeitslosenquote betraf vor allem solche Gegenden Polens, in denen landwirtschaftliche Großbetriebe im Zeitalter vor der so genannten wirtschaftlichen Transformation vorherrschten. Mit dem Verlust der früheren Einnahmequelle mussten sich daher nach der Einführung der Markwirtschaft auch viele Einwohner Masurens messen. Wie etwa der junge Paweł aus Krutinnen. Eine gewisse Zeit war er in einem Sägewerk in Niedersee-Nieden/Ruciane-Nida beschäftigt, bis das Unternehmen wegen Auftragmangels schließen musste: „[…]

Paweł wurde entlassen. Zusammen mit den anderen arbeitslosen Burschen aus Krutinnen und einigen umliegenden Dörfern hat er eine Art. Genossenschaft gebildet, die im Sommer die Bootsfahrten auf der Krutinna organisiert" (S. 68) Der junge Staker Paweł beschäftigte Bednarz so sehr, weil er wahrscheinlich für einen ganzen Menschenschlag in Masuren repräsentativ war. Sein Vater stammte zwar aus dem weit entfernten Schlesien, die Mutter aus dem benachbarten Kurpie. Er selbst wurde aber schon in Krutinnen geboren und hielt sich für einen „polnischen Masuren", worauf er stolz gewesen sei. Übrigens, das Modewort „Sponsoren" muss mehrmals zu Bednarz` Ohren gekommen sein, wenn es so oft im Buch wiederholt wird.

Während seiner Bootsfahrt auf der Krutinna, die in Pawełs Gegenwart vonstattenging, drehte Klaus Bednarz einen Film für das deutsche Fernsehen. Bednarz` Begleiter drückte dabei seine Hoff-

nung aus: möglichst viele Deutsche sollten ihn sehen, denn „Die Krutinna ist doch wirklich ein Traum” (S. 72). Ob Paweł es schaffte, künftig auch in den Wintermonaten über die Runden zu kommen, seine eigene Familie zu gründen und es überhaupt zu etwas zu bringen, ist mir unbekannt. Wie auch die Tatsache, ob er mit dem berühmten Journalisten aus Deutschland, der eigentlich sein Landsmann war und die Welt vom Feuerland bis zum Baikalsee bereiste, nach dessen Abreise aus Masuren irgendwelche Kontakte unterhielt. Vielleicht findet sich heutzutage jemand, der in Bednarz` Fußstapfen treten und Pawełs späteren Lebensweg verfolgen könnte?

(Alle Zitate nach der Ausgabe: K. Bednarz, „Fernes nahes Land. Begegnungen in Ostpreußen”, Hoffmann und Campe, Hamburg 1995)

Ingrid Brase Schloe

Zuversicht

Wenn ringsherum die bunte Welt
versteinert und verzerrt
durch Macht und Angst,
wenn Überdruss
dein altes Herz beschwert,
besinn dich auf dein kleines Licht,
den Wärmequell in dir
und stell auch mal ein Teil davon
nach draußen, vor die Tür.

Lindenbau Verlag präsentiert druckfrische Neuauflage des erfolgreichen Buches „Deuschland, deine Ostpreußen“ von Hans Hellmut Kirst

Hans Hellmut Kirst (* 5. Dezember 1914 in Osterode, Ostpreußen; † 23. Februar 1989 in Bremen) war ein deutscher Schriftsteller. **Gott schläft in Masuren,** 1956 **Fabrik der Offiziere**, 1960 **Deutschland deine Ostpreußen,** 1968 **Das Schaf im Wolfspelz. Ein deutsches Leben**, 1985 **Die merkwürdige Hochzeit in Bärenwalde,** 1988 **Glück läßt sich nicht kaufen**, 1959 **Romantrilogie 08/15.**

Kirst verfasste etwa 60 Romane und wurde ein deutscher Bestsellerautor. Er schrieb Kriminalromane und setzte sich zugleich mit der Bewältigung des Nationalsozialismus auseinander, von seinen Kritikern wurde er allerdings der Trivialliteratur zugeordnet. In den 1950er-Jahren trat er energisch gegen eine deutsche Wiederbewaffnung ein, was zu heftigen Attacken des neuen Bundesverteidigungsministers Franz Josef Strauß führte. 1960 und 1962 konnte er mit den Romanen *Fabrik der Offiziere* und *Die Nacht der Generale* noch zwei weitere Welterfolge landen, die ebenfalls verfilmt wurden.

Seine Tantiemen setzte er unter anderem für wohltätige Zwecke ein (soziale Organisationen in Israel, Kriegswaisen in Polen, Studenten in Norwegen). 1961 heiratete er die Schauspielerin Ruth Müller (13. Juli 1932 – Januar 2012) und lebte mit ihr und der

gemeinsamen Tochter in Feldafing am Starnberger See.

1967 stiftete er zum 100. Geburtstag des bayerischen Schriftstellers und Satirikers Ludwig Thoma die Ludwig-Thoma-Medaille für gesellschaftliche Verdienste sowie Verdienste um das Werk Thomas.

Seit 1969 arbeitete er als Filmkritiker auch beim ZDF in Mainz für die Sendung *Ratschlag für Kinogänger*. Von 1972 bis 1975 war Kirst Kolumnist der Münchner Abendzeitung.

1987 übersiedelte der von einer Krankheit schwer Gezeichnete mit seiner Familie von Bayern nach Werdum in Ostfriesland. Am 23. Februar 1989 erlag Kirst in Bremen seinem Krebsleiden. Er wurde in Werdum beigesetzt.

Fragmente aus „Deutschland deine Ostpreußen“

Vorwort

Dies ist ein Buch voller Vorurteile. Nicht wenige Zeitgenossen besitzen stattliche Mengen davon – nicht zuletzt Ostpreußengegenüber. Auch ich bin randgefüllt damit – aber das sogar für Ostpreußen. Da ich aber das eine nichtübergehen, das andere nicht vergessen kann, ist durchaus möglich, daß sich das irgendwie ausgleicht. Die Liebe jedoch, die ich für dieses Land und seine Menschen – für einen großen Teil davon zumindest – empfinde, werde ich in diesem Buch kaum verleugnen können. Durchaus denkbar jedoch, daß die Ostpreußen selbst das gar nicht merken. Denn jeder von ihnen hat sein ureigenes Verhältnis zu diesem Land. Das sei ihnen nicht nur gegönnt – sie haben es auch verdient.

1. Kapitel Verloren – aber was?

Land des Lichts ...
Über deinen Geheimnissen kreisen die Möwen.
Aus dir gibt es keine Rückkehr.
Meine Seele ist dir verfallen. Ich gehöre dir.
Hansgeorg Buchholtz

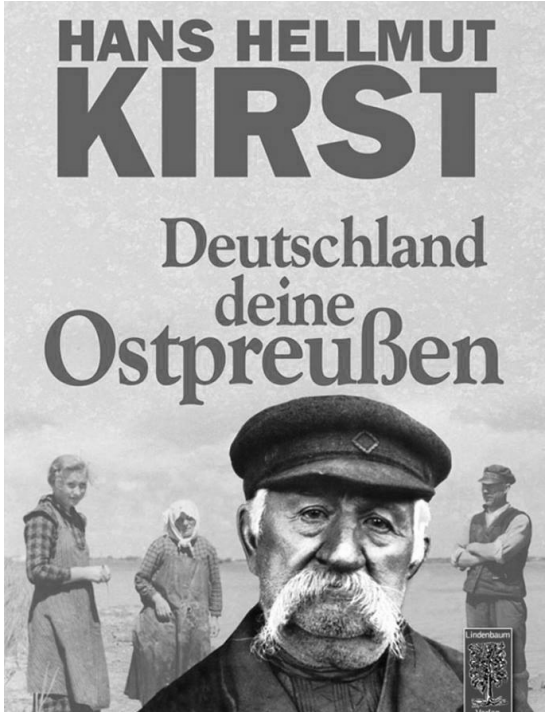
Der Mann, der das geschrieben hat, ist kein Ostpreuße gewesen. Zumindest nicht das, was man einen „waschechten“ Ostpreußen zu nennen pflegte. Er ist weder in jenem Land geboren worden, noch wird er dort sterben dürfen. Aber – er hat in Ostpreußen gelebt! Und wer einmal in Ostpreußen gelebt hat – und sei es auch nur kurze Zeit – der kann es nie wieder vergessen. Der muß es lieben. Er hat gar keine andere Wahl. Sagen die Ostpreußen. In einem deutschen Menschenleben, so hieß es allerorten bei uns, kann es zwei denkbardunkle Tage geben – jener, an dem so ein Geschöpf nach Ostpreußen verschlagen wird, und dann jener, an dem dieses arme Wesen unser Land wieder verlassen muß. Das aber mußten eines Tages Hunderttausende. Was jedoch haben sie nun wirklich verlassen und – so ist zu fürchten – für alle Zeitenverloren? Ein Haus, einen Hof, eine Welt?
„Weit mehr noch als das“, sagte meine Mutter. „Unsere Familie hat aufgehört zu existieren –und so haben wir kaum noch Veranlassung, fröhliche Feste zu feiern.“ „So ein Leben ohne ostpreußische Feste“, sagte ein ländlicher Onkel, „ist furchtbar traurig!“ Wer hätte das wohl gedacht, daß selbst ich jemals die dämlichen Gesichter meiner lieben Verwandten vermissen würde!

2. Kapitel Die freudigen Festteilnehmer

Was immer auch geschehen mag – Feste müssen gefeiert werden. Wie sie fallen. Und wenn auch einer fällt, oder eben mehrere – jeder Anlaß, ein Fest zu feiern, ist uns willkommen. Bekenntnis eines Ostpreußen. Da gab es in jedem Menschenleben Ereignisse, die ihm sicher waren. Etwa die Geburt und der Tod. Überall in der Welt ist das so – und zumeist wird das mehr oder weniger ergeben hingenommen. In Ostpreußen aber war das eine wie das andere in erster Linie zunächst nichts als ein Anlaß, wieder einmal ein Fest zu feiern. Die Geburt eines Menschen muß nicht in jedem Fall ein reines freudiges Ereignis sein – doch in Ostpreußen war es das immer. Völlig gleichgültig dabei, ob nun dieses Kind ersehnt war oder nur unvermeidlich gewesen ist. Ob es ein Erbe sicherte oder keinen benennbaren Vater besaß. Ob es vor praller Gesundheit nur so strotzte oder kalkbleich, sich erbrechend, in den Windeln lag. Seine Ankunft wurde gefeiert. Nicht anders, wenn der Tod nach einem Menschen gegriffen hatte. Unter welchen Umständen auch immer. Ein Mensch mochte ertrinken, unter die Räder geraten sein, sich ein Gewehr in den Rachen abgefeuert haben; er konnte von Wellen Alkohols ins Jenseits geschwemmt worden oder in einem fremden Bett verendet sein – um Details bekümmerte sich niemand sonderlich. Hauptsache: das Fest. So was als eine spezielle ostpreußische Abart von Toleranz zu bezeichnen, fühle ich mich immer wieder versucht. Bei uns konnte geschehen, was auch immer – Gewaltanwendung und Verführung, Geistlichenlästerung und Totschlag sogar; selbst Mangel an Patriotismus war denkbar. Unsere Landsleute pflegten dann gewöhnlich zu sagen:

„So was kann schließlich immer mal vorkommen – wo wir doch Menschen sind.“ Was war denn überhaupt in unserem Bereich vorstellbar, das schließlich nicht als „menschlich“ bezeichnet worden wäre? Vermutlich nur eins: das fehlende Verlangen, dennoch ein Fest zu feiern. Ein schon in meiner Jugend, in den zwanziger Jahren gängiger „Völkerwitz“ besagte etwa – gefällig abgewandelt und ergänzt: Ein Ostpreuße: ein Philosoph.
Zwei Ostpreußen: zwei Rudel Patrioten. Drei Ostpreußen: mindestens ein Fest, möglicherweise drei – wenigstens doch eins von drei Tagen Dauer. So wurden denn bei uns alle erdenklichen Feste denkbar freudig gefeiert. Bei einer Geburt hieß es: „Er kann von Glück sagen, daß er dieses Leben noch vor sich hat.“ Bei einem Todesfallhieß es: „Er kann von Glück sagen, daß er dieses Leben hinter sich gebracht hat.“ An so viel Glückseligkeit lebhaften Anteil zu nehmen, war jedermann jederzeit freudig bereit. Doch was alles lag dann noch zwischen Wiege und Bahre? Da hatte jedes Menschenkind, Jahr für Jahr, einmal Geburtstag. Hinzu kamen, für die ganze Familie, die segensreichen Feiertage der Kirche, die bezeichnenderweise nur „Festtage“ genannt wurden – zunächst Ostern, dann Pfingsten, und nicht zuletzt Weihnachten. Wer nicht spätestens am ersten Weihnachtstagdrückende Magenbeschwerden verspürte, der durfte bei uns als nicht völlig normal gelten. Und das wollte niemand. Bereits am späten Heiligen Abend pflegten wir Kinder nach übermäßigem Marzipangenußwonnig vor uns hinzu stöhnen. „Es hat ihnen gefallen“, registrierten dann die Elternsachverständig und überaus zufrieden – ein, wie immer, gelungenes Familienfest hatte stattgefunden. Sie dachten dabei bereits an den ersten Weihnachtstag – da trafen sich die nächsten Verwandten. Am zweiten Weihnachtstag wurden Freundschaften gepflegt – und

auch die waren immer zahlreich. Am dritten Weihnachtstag pflegte die ferne Verwandtschaft nicht minderintensiv abgespeist zu werden. Dann kamen die geruhsamen Tage der Verdauung – sie fanden zwischen Bratenschüsseln, Brotbergen und Gebirgen von Süßigkeiten statt. Zur Anregung weiterer Magentätigkeit diente scharfer, mindestens fünfzigprozentiger Schnaps; und der wurde, damit „es schneller ging“, nicht in Flaschen, sondern in Krügen serviert. Diese Zeit der Mäßigung dauerte bis zum Silvesterabend. Dann begann das alles noch einmal; möglichst noch intensiver, mit Sicherheit ungetrübt genuß bereit – sie feierten ihre Feste, bis sie fielen. Und am Neujahrstag ging das so weiter. Doch damit hatte unser ostpreußisches Jahr gerade erst richtig angefangen.



Vom Schatz im Acker und der kostbaren Perle

Von Klaus Nagorni

„Das Himmelreich gleicht einem Schatz, verborgen im Acker, den ein Mensch fand und verbarg; und in seiner Freude ging er hin und verkaufte alles, was er hatte, und kaufte den Acker.
Wiederum gleicht das Himmelreich einem Kaufmann, der gute Perlen suchte, und als er eine kostbare Perle fand, ging er hin und verkaufte alles, was er hatte, und kaufte sie“ (Mt 13, 44-46).

Schatzsuche - ein spannendes Spiel aus Kinderzeiten, die immer auch Märchenzeiten sind. Der Schatz, das war für Erwachsenenbegriffe nichts Wertvolles: eine bunte Feder vielleicht, ein schöner Kieselstein, ein verlassenes Vogelnest. Aber er verzauberte die Welt.
Denn zu einem Schatz gehörte ein Geheimnis: der Ort, an dem er vergraben war. Verborgene Pläne, geheimnisvolle Spuren, die dorthin führten. Zum Schatz gehörte auch eine Verheißung, viele Märchen wissen davon: Wer ihn fand, der kam in den Besitz der Ausstrahlung der Macht und des Wissens, die dieser Schatz verlieh. Und man brauchte meist gar nicht weit zu reisen.
Der Schatz war oft in Reichweite verborgen - vielleicht im hintersten Winkel eines Kellers, unter den Bäumen eines nahen Waldes, unter einem Stein irgendwo im Garten. Gar nicht so weit weg, und doch - wenn man seinen verschwiegenen Ort nicht kannte - Ewigkeiten weit entfernt.

Irgendwann im Lauf des Lebens ist aus dem Spiel dann Ernst geworden. Die kindlichen Schätze gerieten in Vergessenheit: Feder oder Kiesel, Vogelnest oder sonst etwas - was bedeutete das Angesicht der Fragen, die sich in einem Menschenleben stellen? Schatzsuche - das war etwas für Kinder! Wir sind erwachsen geworden! Uns beschäftigen ernsthaftere Dinge! Und dennoch: Steckt in uns, so alt wir mittlerweile auch geworden sind, nicht immer noch etwas von dem kindlichen Schatzsucher?

Gewiß, wir suchen nicht mehr in dunklen Kellern oder unter großen Steinen nach Geheimnissen. Aber etwas ist doch geblieben - die Suche nach etwas, für das wir vielleicht nicht einmal einen Namen haben. Die Suche nach einer Antwort, einem Sinn, einem Menschen, die uns nicht weniger gefangenhält als ein Kind seine Schatzsuche.

Auch wenn wir längst den Kinderschuhen entwachsen sind, wir bleiben auf der Suche. Nichts anderes meint ja das Bild von der Lebensreise. Das Leben als eine Reise zu verstehen heißt ja nichts anderes, als es als lebenslange Suche zu begreifen. Nach was? Nach immer neuen Zielen? Oder nach dem einen großen Ziel, in dem alle Erfüllung liegen soll?

Und diese Fragen sind noch einmal umschlossen von einer umfassenderen Frage. Der Frage nämlich: Was habe ich überhaupt zu suchen auf dieser Welt? Wo finde ich den Schatz, der mein Leben wertvoll macht?

Ich kann mir vorstellen, daß dieser Schatz für manche Menschen in der Vergangenheit liegt: in einer Kindheit, die geschützt und geborgen war im Elternhaus. Begleitet von Menschen, die einem Kind Vertrauen in die Welt und Zuversicht für das eigene Leben lehrten.

Das ist gewiß ein Schatz, der einem viel mitgeben konnte: an Kindheitserinnerungen, an Traditionen im Elternhaus, die das Leben prägten, an Bildern, die einen immer begleiten werden. Aber dieser Schatz ist ein verlorener Schatz. Er liegt irgendwo in der Vergangenheit, und ich muß in die Vergangenheit reisen, um mich an ihn erinnern zu können. Die Frage ist: Hilft er mir, meine Gegenwart zu bestehen, oder hält er mich fest in der Vergangenheit? Bleibe ich wach und offen für die Aufgaben, die sich mir heute neu stellen, oder verliere ich meine Lebensenergie an Träume von den goldenen Zeiten, die vergangen sind? Und die vielleicht so golden gar nicht waren!?

Es gibt andere Menschen, die versuchen, den Schatz ihres Lebens in der Zukunft zu finden. Nein, die Vergangenheit bot nur Enttäuschung, Not, Entbehrung. In der Zukunft wird alles besser sein. Unsere Kinder, so heißt es oft, sollen es einmal besser haben. Man spart für die Zukunft. Die Gegenwart wird nur als ein Warteraum verstanden, bis der Zug kommt, der uns besseren Zeiten entgegenführen soll.

Aber aus dieser Einstellung kann sehr schnell etwas anderes werden: die Vernachlässigung der Gegenwart durch eine Vertröstung auf morgen. Heute müßt ihr Leiden und alles entbehren, damit ihr morgen alles im Überfluß habt. Es war die Ideologie des Kommunismus, die die Hoffnungen der Menschen auf diese Weise in die Irre geführt hat. Das Versprechen auf ein besseres Morgen hat dazu gedient, alles zu entschuldigen, was an Schrecken in der Gegenwart geschah. Alles war ja nur Durchgang für das kommende Goldene Zeitalter.

Vergoldung der Vergangenheit, Vergoldung der Zukunft - beides unzureichende, bisweilen gefährliche Antworten auf die Frage: Wo

finde ich den Schatz, der mein Leben wertvoll macht? Es gibt eine bessere Antwort, und Jesus gibt sie uns in den kurzen und knappen Sätzen seiner Gleichnisse. Das Gleichnis vom Schatz im Acker und das vom Kaufmann und der kostbaren Perle (Mt 13, 44-6) antworten auf die Frage nach dem Ort, wo der Schatz unseres Lebens verborgen ist: gar nicht so weit weg, wie wir vielleicht meinen. Sondern in unserer Gegenwart, in unserem Alltag, den wir Tag für Tag durchpflügen. Der vollgestopft ist mit Aufgaben und Pflichten, mit Routine aller Art: In diesem Alltag ist der Schatz unseres Lebens verborgen. Der eine findet ihn vielleicht eher zufällig beim Durchschreiten seines Ackers. Mit seinen Gedanken ganz woanders, stößt er auf den Schatz. Der andere, der Kaufmann, scheint systematisch gesucht zu haben nach dem Kostbarsten, für das er alles andere einsetzt. Und er findet die schönste aller Perlen. Für beide aber ist das Ergebnis das gleiche: eine riesige Überraschung, eine unvorstellbare Freude, ans Ziel einer langen Suche gekommen zu sein, endlich gefunden zu haben, wonach sich das Herz so sehnte. Mitten im Leben haben sie ihren Schatz gefunden.

Genauso, sagt Jesus, verhält es sich mit dem Himmelreich. Das Himmelreich ist nicht in der Vergangenheit zu finden - wenn auch richtig ist, daß wir die Erfahrungen der Vergangenheit brauchen. Denn in ihnen leuchtet ja immer auch etwas auf vom Himmelreich. Das Himmelreich ist aber auch nicht einfach nur in der Zukunft zu finden - wenn auch richtig ist, daß wir Hoffnung und Glauben für die Zukunft haben sollen. Denn auch die Zukunft liegt in Gottes Hand.

Die Gegenwart ist das Tor, durch das wir einen Blick werfen dürfen auf das Geheimnis unseres Lebens. Mit wachen Sinnen finden wir hier und heute den Schatz auf dem Lebensacker, auf dem wir

uns täglich mühen. Oder anders gesagt: Gott begegnet uns nicht erst an den Grenzen unseres Lebens, wenn Not am Mann oder an der Frau ist. Oder gar erst dann, wenn es aus ist mit uns. Sondern Gott ist da mitten im Leben, mitten auf unserem Lebensacker. Mitten unter den bunten Auslagen dieser Welt, wo der Kaufmann nach der wahren Perle sucht.

Das Himmelreich ist da, wenn wir nur die Augen, den sicheren Blick des Kaufmanns haben, um zwischen den vielen falschen die richtige Perle zu finden. Es ist da als Antwort auf eine Frage, die uns ein Leben lang aufgewühlt hat und die jetzt eine Antwort findet. Es ist da als eine erfüllte Zeit, die reich war an Begegnungen und Gesprächen, wo Fremdheit abgebaut wurde und Vertrauen wach-sen konnte. Es ist da als Gefühl, wieder neue Geborgenheit, eine neue Heimat gefunden zu haben. Das Himmelreich ist da als das feste Wissen, daß mein Leben einen Sinn hat und ein Ziel - was ich niemandem beweisen kann und doch so sicher weiß, wie der Kaufmann sicher ist, die schönste aller Perlen gefunden zu haben.

Sicher haben sich die Zeiten seit unserer kindlichen Schatzsuche geändert. Etwas hat dieser Schatz, der das Himmelreich ist, aber doch gemeinsam mit den Schätzen unserer Kinderzeit, mit Feder und Kieselstein oder Vogelnest. Beide sind nicht in Heller und Pfennig auszurechnen. Beide Male handelt es sich um Schätze, die das Leben reich machen, ohne daß sie etwas kosten, ohne daß sie mit Geld zu erwerben sind. Dennoch ist dieser Schatz mehr wert als tausend Lottogewinne.

Und wie damals, so ist auch mit dem Schatz, von dem Jesus spricht, ein Versprechen, eine Verheißung verbunden. Diese Verheißung lautet: Gott ist da! Verborgen zwar, aber er ist da - unter

den Furchen deines Lebens, auch angesichts des Schweißes und der Tränen, die auf deinem Lebensacker vergossen worden sind. Gott ist da - als der geheimnisvolle Schatz in unserer Gegenwart, den wir finden, wenn wir suchen, und der uns findet - unversehens -, wenn wir mit ganz anderen Dingen beschäftigt sind.

Eine alte Geschichte erzählt von zwei Mönchen, die von zu Hause aufbrechen, um die Stelle zu finden, wo Himmel und Erde einander berühren, wo sie Gott begegnen. Sie reisen durch die ganze Welt - durch heiße Sommer und eiskalte Winter, sie erleiden Hunger und Durst - bis sie schließlich am Ende der Welt, da wo sich Himmel und Erde berühren, an eine Tür kommen, hinter der das Geheimnis Gottes wohnen soll.

Voller Erwartung wie Kinder am Heiligen Abend klopfen sie an, bereit, über die Schwelle zu gehen, um dann im Glanz Gottes zu stehen. Sie öffnen die Tür - und sind wieder zu Hause in ihrer Klosterzelle, die Bibel liegt aufge-schlagen auf dem Tisch, und die Glocke ruft zum Morgengebet. Der Schatz unseres Lebens, so sagt auch diese Geschichte, ist nirgends anders zu finden als mitten in unserem Leben. Nicht gestern, nicht morgen, heute läßt Gott sich finden. Wer mit wachen Augen und offenen Sinnen über den Acker des Lebens geht, darf schon heute einen Zipfel vom Himmel fassen.

Beitrag einer Tagung der Evangelischen Akademie
vom 13.-15. Oktober 1995in Schloss Flehingen

Rainer Maria Rilke

Herbst

Die Blätter fallen, fallen wie von weit,
als welkten in den Himmeln ferne Gärten;
sie fallen mit verneinender Gebärde.

Und in den Nächten fällt die schwere Erde
aus allen Sternen in die Einsamkeit.

Wir alle fallen. Diese Hand da fällt.
Und sieh dir andre an: es ist in allen.

Und doch ist Einer, welcher dieses Fallen
unendlich sanft in seinen Händen hält.

**(Rainer Maria Rilke, 1875-1926,
deutsch-österr. Dichter)**

http://www.gedichte-zitate.com/herbstgedichte.html

Der Fischadler vom Nieder- und Wessollek-See

Von Günter Schiwy

Mich reizte als Junge die Natur mit ihren außergewöhnlichen Ereignissen. Dazu zählte die Tier- und Pflanzenwelt. Masuren war für meine Beobachtungen die richtige Landschaft. Als Bewohner der Johannisburger Heide interessierten mich die vielfältigen Wälder, Seen, Moore und Sümpfe mit ihren Tierarten. Eine dieser Tierart waren die Adler als die größten Raubvögel. Raubtiere bedrohen das Leben anderer Tiere. Sie überwältigen ihre Beutetiere, töten und verzehren sie. Mir flößte schon alleine das Wort „Raubvogel“ Achtung und Ehrfurcht ein! Die Lebensweise der Adler erweckte in mir Neugierde und den kindlichen Pioniergeist. Ich wollte unbedingt ergründen, wie sie lebten, etwas mehr über sie erfahren.

Raub- und Beutetiere sind bestrebt, sich selbst am Leben zu erhalten. Die einen, indem sie sich der anderen als Nahrung bemächtigen, die anderen, indem sie sich vor ersteren schützen. Der Hunger ist die treibende Kraft zu diesem Verhalten. Deshalb saß ich in der warmen Jahreszeit oft am Hochufer des Niedersees und im Kiefernwald am Moor- und Waldsee Wessollek, um meine Beobachtungen zu machen, wenn der Fischadler im ruhigen und stolzen Flug über die Seen und den Kiefernwald dahinglitt. Er hatte aus der Höhe die schilfumgürtelten Ufer der Seen mit den geheimnisvollen Schilfinseln und die sonnenbeglänzten See-

flächen fest im Blick. Ihm entging nichts. Wenn er sich in der Höhe zeigte, dann war es im Schilf still geworden. Nur selten lockten die Wildenten. Auch der Rohrsänger ließ seine helle Stimme nur vereinzelt hören. Vor allem die Haubentaucher warnten durch gellende Alarmlaute die anderen Seevögel vor ihm. Das stille Dahinsegeln des Fischadlers über den Seen versetzte alle

Vögel in Schrecken und Entsetzen. Doch er kann auch über dem See flatternd auf einer Stelle fliegen. Dann stürzt er sich unversehens - wie ein geölter Blitz - aus der Höhe mit angelegten Schwingen auf die Wasseroberfläche, wo er einen grünen Rücken eines Hechtes erblickte, um ihn mit seinen Fängen zu packen. Oft tauchte er halb unter die Wasseroberfläche, so daß das Wasser bis zu 2 Metern hoch aufspritzte. Dann ein kurzes Zerren und Rütteln mit den Fängen und Schwingen. Der Adler erhob sich schwer in die Luft und schüttelte das eingedrungene Wasser aus seinem Gefieder. In seinen Fängen hielt er die schuppenglänzende Beute, die ihn zunächst als Last nur niedrig über das Wasser fliegen ließ. Dann gewann er durch seine starken Flügelschläge immer mehr an Höhe, um mit dem Hecht zu seinem Horst auf der hohen Kiefer am Wessolleksee zu fliegen, der nur ca. 500 Meter vom Niedersee liegt. Es konnte aber auch durchaus passieren, daß er den kämpfenden und sich windenden großen Fisch nicht halten konnte und ihn in der Luft verlor.

Der Fischadler spezialisiert sich in meiner Nahrung auf Fische, die er unter der Wasseroberfläche ergreift. Im Sturzflug taucht der Adler oft völlig ins Wasser ein, die Beine (Fänge) fangbereit nach vorne gestreckt. Seine besonders langen, scharfen und stark gebogenen Krallen mit hornigen Bestachelungen ermöglichen ihm, auch schleimige

Fische, wie den Aal, sicher festzuhalten. Der Fischadler besitzt als Greifvogel ein ausgezeich- netes Sehvermögen. Doch er muß bei seiner Jagd auch die Lichtbrechung des Wassers berücksichtigen.

Unsere masurischen Seen waren auch von weiteren Adlern bevölkert, wie dem Stein- und Seeadler. Diese drei einheimischen Vogelarten gehörten zu den Raubvögeln, die zur Familie der Falken zählen.
Der Steinadler ist der größte von ihnen. Er hat eine Länge bis zu 90 cm. Die Breite seiner Schwingen beträgt ca. 2,4o m. Die See- und Fischadler erreichen dagegen nur eine Länge von 5o cm.

Der Steinadler dürfte als der prächtigste von ihnen gelten. Seine gesamte Gestalt verkörpert Kraft und Mut, gepaart mit einer stolzen Schönheit. Er ist in vielen bildlichen und plastischen Darstellungen verherrlicht. Sowohl in Ruhe als auch im Fluge hat er etwas Majestätisches an sich. So wurde der Adler zum Symbol.

Er spielt bereits in der Mythologie in den indogermanischen Völkern als König der Vögel, aber auch als Merkmal der höchsten Gottheiten eine wichtige Rolle. Bei den Helenen war er der heilige Vogel des Zeus, Bote und Begleiter des Weltkönigs.

So ist der Adler schlechthin von alters her zur Symbolfigur für Völker, Fürsten und insbesondere Heere geworden. Als Heereszeichen erschien er bereits bei den Persern auf Fahnentüchern und Standarten. Die Bedeutung und Ehre wird ihm auch heute noch in vielen Staaten und Völkern zuteil.
In der Heraldik ist der Adler der verbreiteste aller Wappenbilder. So

findet er sich in den Wappen von Staaten, Fürsten, Edelleuten und auch vielen Städten. Der heraldische Adler erscheint meistens frei schwebend mit ausgebreiteten Schwingen, senkrecht gehaltenem Körper und nach rechts gewandtem Kopf, ausgespreizten Beinen und Krallen und einem hängenden Schwanz.
Ich erinnere mich an ein Fischadlerpaar, das am Wessolleksee auf einer alten und hohen Kiefer einen riesigen Horst hatte, in dem es junge Adler großzog. Der Wald- und Moorsee lag mitten in einem Altkiefernbestand. Es roch hier immer nach Wald und Moorwasser.

Der See war oft tiefschwarz. Seine Ufer wiesen einige Halbinseln auf. Dieses Moospolster war mit Wasserlöchern übersät, je näher man an das Wasser kam. Es war unsicherer Boden, der weder zum Wasser noch zum Land gehörte. Auf diesem Filzboden konnte weder Mensch noch Tier aufrecht gehen, ohne zu versinken. Sein unmittelbares Ufer war einfach beweglich. Es war das große Moor, ein unübersehbares und kaum berechenbares Gelände voller nasser Moospolster. Auf ihm wuchsen als Unterholz ungeordnet Kaddig, Haselnuß, kleine Fichten, Knüppelkiefern, Faulbaum und Birken. Dieses Ufer glich einer Wildnis, weil der Mensch in die morastige Natur nicht eingreifen konnte. So wie die Bäume fielen, so blieben sie liegen.
Dieser Boden wies bunte Blumen, Blaubeersträucher, Gemeinen Porst, Farn, Efeu und Moosbeeren auf. Hier und dort wuchsen auch Pilze. Dieser Moorsee hatte tausend Gesichter. Er folgte dem Spiel der Sonne und den Wolken. Je nach Wetterlage änderte er sein Aussehen. Niemand vermochte zu sagen, wo der See begann und wo er endete. Er glich einer großen Lichtung, umgeben

von einer dunklen und schweigenden Mauer des Altkiefernbestandes, in die er eingebettet war.

Diese urwüchsige Landschaft war der richtige und ideale Platz für den Fischadler. Hier errichtete er hoch oben auf einer stark verzweigten Krone einer Altkiefer seinen Horst. Dieses Nest war mindestens 2 Meter hoch und aus dünnen und starken Fallästen und Zweigen gebaut, so daß es nur sehr schwer einsehbar war. In dieser flachen Horstmulde saßen die Adler, brüteten ihre Jungen aus, fütterten sie und brachten ihnen das Fliegen bei. Jedes Jahr wurde das Bauwerk, wenn das Fischadlerpaar als Zugvogel aus Afrika zurückkehrte, ausgebessert und erhöht, so daß es an Höhe und Breite respektvolle Maße annahm.

Da man in das Nest nicht hineinsehen konnte, saß ich bei meinen Beobachtungen oft stundenlang auf dem Boden, bis das Fischadlerpaar sich über dem See in die Höhe schraubte und seine Kjüh-Kjüh-Schreie von sich gab. Ganz plötzlich bewegte es seine Schwingen, ließ sich vom Nest fallen und schwebte über dem Wessolleksee zum 500 m entfernten Niedersee, der sein eigentliches Jagdrevier war. Hier schlug es größere Fische. Gekreppt wurde die Beute allerdings erst im Horst am Wessolleksee.

Ich habe am Niedersee oft gesehen, wie der Fischadler beim Schlagen starker Fische (Hechte, Zander und Bleie) von diesen im ersten Augenblick unter Wasser gezogen wurde, so daß ich glaubte, er müßte ertrinken. Doch plötzlich stieg er durch starke Flügelschläge wieder auf. In seinen Fängen war der Fisch, der zappelte, um frei zu kommen. Doch er flog mit ihm, immer mehr an Höhe

gewinnend, zu seinem Horst. Ich muß allerdings bemerken, daß wenn der Fisch für ihn zu schwer war, er seine Fänge löste und ihn fallen ließ, bevor er den schweren Kampf mit ihm verlor und in die Tiefe gezogen wurde.
Doch es scheint kein „Fischerlatein“ zu sein, daß der Fischadler beim „Fischfang“ einen für seine Kräfte und Schwingen zu starken Fisch schlägt. Dabei krallt er seine Fänge so fest in seine Beute, daß er von ihr unter Wasser gezogen wird und ertrinkt. Erst später fällt er durch Verwesung von seinem Opfer ab. Es sind beim Fischereipächter Mattem Hechte, Zander und Bleie gefangen worden, in deren Rücken die Krallen des Adlers sich befanden.

Mein Fischadlerpaar hat in der Paarung April/Mai mit den Flugspielen über dem Horstplatz am Wessolleksee begonnen. Es ist ein einmaliges Naturschauspiel von imposanter Schönheit. Danach legt das Weibchen zwei bis vier Eier ins Gelege, die sie 36 Tage bebrütet. Doch es schlüpfen in der Regel nur 1 oder 2 Junge. In der Zeit der Brutpflege ist der Adler, wie auch die übrigen Tiere, am angriffslustigsten und gefährlichsten.
Das alte Fischadlerpaar hat den Jungen, nachdem sie flügge geworden waren, über dem Wessolleksee Flugunterricht erteilt. Diese Beobachtungen waren für mich eine Augenweide, wie gewandt und kühn sie den Übungen folgten. Während des Brütens und der Aufzucht versorgte das Männchen die Partnerin laufend mit Fisch, den es am Nestrand ablegte. Immer wieder flog der Raubvogel mit seiner Beute in den Fängen zum Horst. Unter der Kiefer war das Moos weiß und voller Gräten.

Ich muß noch bemerken, daß es dem Fischadler nicht bei jedem Sturzflug gelungen ist, einen Fisch zu fangen. Manchmal stieß er auch daneben.

Der Fischadler gehörte in Masuren zu den bekanntesten Adlern. Er zeichnet sich vor allem durch seinen kurzen, rauh beschuppten und befiederten bleifarbenen Lauf aus. Die Schenkel sind weiß befiedert und ohne lange Federn. Die Breite der Schwingen beträgt 1,5o bis 1,65 m. Seine Größe schwankt nach Alter und Geschlecht.
Die Jagd auf den Fischadler erfolgt am Horst und ergibt sich aus der Beobachtung seiner Lebensgewohnheiten. Hat man festgestellt, wo und wann er seine regelmäßigen Beuteflüge unternimmt, so kann man ihn auch aus gedeckter Stellung schießen.

Mittwochstreffen
der Masurischen Gesellschaft
am 13. NOVEMBER 2019

Das Mittwochstreffen in der Stadtbibliothek in Sensburg/ Mrągowo wird wie immer um 16.00 Uhr stattfinden.

Themen:

1. Die Tradition des Adventskranzes in der Vergangenheit und heute.

2. Generationentreffen.

3. Gemeinsame Ausführung von Adventskränzen.

4. Der November - der Monat der Erinnerung.

Wir laden alle herzlich ein!

Karl-Heinz Fricke

Die Geschichte der vier Kerzen am Adventskranz

Vier Kerzen brannten am Adventskranz. Es war still. So still, dass man hörte, wie die Kerzen zu reden begannen.

Die erste Kerze seufzte und sagte: **Ich heiße Frieden**. Mein Licht leuchtet, aber die Menschen halten keinen Frieden. Sie wollen mich nicht.
Ihr Licht wurde immer kleiner und verlosch schließlich ganz.

Die zweite Kerze flackerte und sagte: **Ich heiße Glauben**, aber ich bin überflüssig. Die Menschen wollen von Gott nichts wissen. Es hat keinen Sinn mehr, dass ich brenne.
Ein Luftzug wehte durch den Raum, und die Kerze war aus.

Leise und traurig meldete sich nun die dritte Kerze zu Wort. **Ich heiße Liebe.** Ich habe keine Kraft mehr zu brennen. Die Menschen stellen mich an die Seite. Sie sehen nur sich selbst und nicht die anderen, die sie lieb haben sollen.
Und mit einem letzten Aufflackern war auch dieses Licht ausgelöscht.

Da kam ein Kind in den Raum. Es schaute die Kerzen an und sagte: Aber, ihr sollt doch brennen und nicht aus sein! Und fast fing es an zu weinen.

Da meldete sich auch die vierte Kerze zu Wort. Sie sagte: Hab nur keine Angst! So lange ich brenne, können wir auch die anderen Kerzen wieder anzünden. **Ich heiße Hoffnung.**

Mit einem Streichholz nahm das Kind Licht von dieser Kerze und zündete die anderen Lichter wieder an.

Nun brennen sie wieder: Friede Glaube Liebe und die Hoffnung!

Der Teufelstein in Klaussen

(heute „Klusy“, powiat piski)

Von Gerd Bandilla

Es war im Jahre 1640. In Klaussen war eine Frau vom Teufel befallen. Pfarrer Jakob Wisniewski trieb in der Kirche mit frommen Sprüchen den Teufel aus dem Leib der Frau heraus.

Als der Pfarrer die Kirche verließ, saß der Teufel auf der Eingangs-Schwelle der Kirche. Der Pfarrer befahl dem Teufel hinweg zu fahren. Daraufhin hob der Teufel ab und verschwand in der Höhe. Beim Abheben hinterließ´ der Teufel auf der Schwelle einige Fuß-Abdrücke, unter anderem den Abdruck eines Pferdehufes.
Beim Neubau der Kirche im Jahre 1754 wurde die Tür-Schwelle vom Eingangsbereich der Kirche an die südliche Längsseite der Kirche verlegt, wo sie sich bis heute befindet *).

Besucher der Kirche können den Teufelsstein mit einiger Aufmerksamkeit heute noch finden.
Klaussen liegt an der Staatsstraße (DK) Nr. 16 zwischen Arys (Orzysz) und Lyck (Elk). Die Kirche steht auf einem Berg zwischen zwei Seen, dem Lipinsker See (Jezioro Lipinskie) und dem Kracksteinsee (Jezioro Krakształyn). In Klaussen befand sich bereits 1354 eine Mönchs-Klause, die „clausula mariana“.

*) Aus „Unser Masuren-Land“, Beilage der Lycker Zeitung Nr. 16 aus 1930

Das erste gelbe Blatt

Von Elke Bräunling

Bunt ging es zu in der Linde am Marktplatz. Bunt und laut.
Die Blätter, deren Blattkleid in diesen Spätsommertagen noch immer knackig grün war, wunderten sich. Eines von ihnen war gelb geworden. Hell und leuchtend gelb, golden fast. So ganz anders sah es auf einmal aus. Und fröhlich. Man konnte meinen, es lachte. Und die Menschen, die des Wegs kamen, blickten in die Baumkrone und lächelten.
Den Blättern gefiel diese Aufmerksamkeit nicht.
„Du passt nicht mehr hierher!“, beschwerten sie sich. „Du zerstörst das Bild, das wir den Menschen bieten.“
„Die Leute freuen sich und lächeln. Weil ich anders bin“, verteidigte sich das gelbe Blatt. „Im Licht der Sonne funkelt mein Blattkleid hell und leuchtend wie ein Schmuckstück.“
„Und du glaubst, du bist nun etwas Besonderes?“, fragte ein Blatt. „Nein, hässlich bist du.“
„Und du wirst bald verwelken“, sagte ein anderes schnippisch. „Bald wirst du vergessen sein.“
„Jawohl!“
„So ist es richtig!“
„Genau.“
Die Blätter waren sich einig.
„Wir haben das bessere Los gezogen. Wir sind frisch und grün und wir ähneln einander wie ein Blatt dem anderen. Wie es sich gehört.“
‚Ein Blatt wie das andere? Wie langweilig das doch ist!‘, dachte das gelbe Blatt. ‚Nichts weiter als grün sind sie alle und gleich.

Kein Mensch wird sie einzeln ansehen und bestaunen. Sie sind … alle … grün, dann gelb, dann welk, und dann landen sie auf einem großen Blätterhaufen, den die Menschen achtlos im Mülleimer vergraben.‘

„Ich … ich …“ Das gelbe Blatt fand die Worte nicht.

„Du sagst nichts mehr? Lachst du über uns?“, beschwerte sich eines der grünen Blätter und ein anderes meinte:

„Es verhöhnt uns. Macht sich über uns lustig. Pah! Nicht jeder hat das Glück, bevorzugt zu sein. Also höre auf, mit deiner Einzigartigkeit zu prahlen, du gelbes Blatt! Hörst du?“

Da schwieg das gelbe Blatt. Erst Spott, dann Neid? Das konnte es nicht verstehen. Das Blatt wünschte sich nur eines: So zu sein, wie es die Natur geschaffen hatte. Nichts weiter.

„Jedem Blatte recht getan, ist ein Ding, das keiner kann“, murmelte es. Dann ließ es los. Ohne ein Wort des Abschieds trudelte es an den Blattkollegen vorbei zu Boden und landete auf dem Rücken von Paulchen, einem großen, schwarzen Hund.

„Oh!“, sagte Tante Frieda, das Frauchen von Paulchen. „Das ist das erste gelbe Blatt in diesem Jahr. Es bringt Glück und bekommt einen Ehrenplatz in meinem Tagebuch. Ich lege es zu dem Tag, an dem ein gelbes Blatt Paulchens Rücken geschmückt hat wie eine goldene Brosche.“

Wie freute sich da das gelbe Blatt!

Und die anderen Blätter? Die platzten beinahe vor Neid und einige wären dabei beinahe vom Baum gefallen.

© Elke Bräunling https://www.elkeskindergeschichten.de/

Aus dem Buch: Omas Herbstgeschichten

INHALT

3. Ryszard Galla ist der einzige Vertreter der deutschen Minderheit im Sejm – für nationale und ethnische Minderheiten.

9. Klaus Bednarz. In Masuren, also irgendwo zwischen Feuerland und Baikalsee von Grzegorz Supady

14. Ingrid Brase Schloe: Zuversicht

15. Lindenbau Verlag präsentiert druckfrische Neuauflage des erfolgreichen Buches „Deuschland, deine Ostpreußen“ von Hans Hellmut Kirst

16. Fragmente aus „Deutschland deine Ostpreußen“

21. Vom Schatz im Acker und der kostbaren Perle
Von Klaus Nagorni

27. Rainer Maria Rilke Herbst

28. Der Fischadler vom Nieder- und Wessollek-See
Von Günter Schiwy

35. Mittwochstreffen der Masurischen Gesellschaft
am 13. NOVEMBER 2019

36. Karl-Heinz Fricke
Die Geschichte der vier Kerzen am Adventskranz

38. Der Teufelstein in Klaussen (heute „Klusy“, powiat piski)
Von Gerd Bandilla

39. Das erste gelbe Blatt Von Elke Bräunling

Foto: Krzysztof Grygo

IMPRESSUM

Die MASURISCHE STORCHENPOST erscheint monatlich.
Bezug über: Stowarzyszenie Mazurskie
Skrytka pocztowa 117, PL- 10-001 Olsztyn.
Tel : (+ 48 89) 5 27 29 05 , +48 606 68 02 18
E-Mail:barbara.willan@gmail.com;
www.stowarzyszeniemazurskie.pl/de

Herausgeber: Masurische Gesellschaft e.V.,
Redaktion: Barbara Willan (leitende Redakteurin),Maria Grygo, Arkadiusz Łuba, Hanna Schoenherr, Grzegorz Supady, Übersetzungen: Sylwia Pochmara-Hahnkamp, Uwe Hahnkamp.

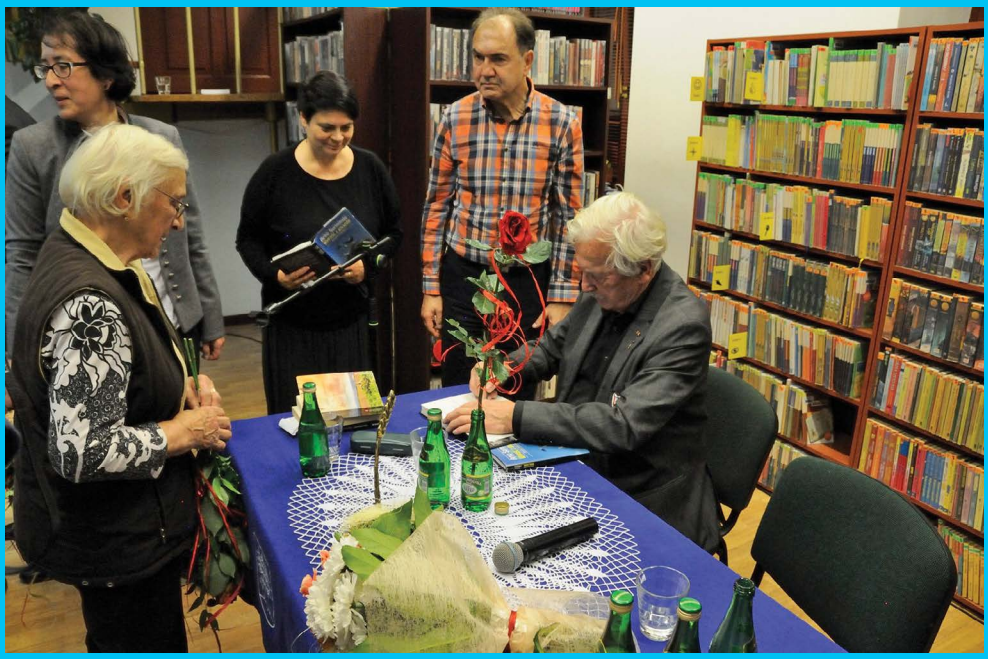
Masurische Storchenpost" (Mazurska Poczta Bociania), pismo Stowarzyszenia Mazurskiego, wpisane 13.05.1991 do rejestru czasopism. Ukazuje się od października 1990.

Konto Stowarzyszenia Mazurskiego:
BANK PKO S.A. Oddział w Olsztynie
Numer rachunku: (für das Inland, w kraju):
84 1240 5598 1111 0000 5023 6996
Für das Ausland:
IBAN: PL 84 1240 5598 1111 0000 5023 6996
BIC: PKO P PL PW

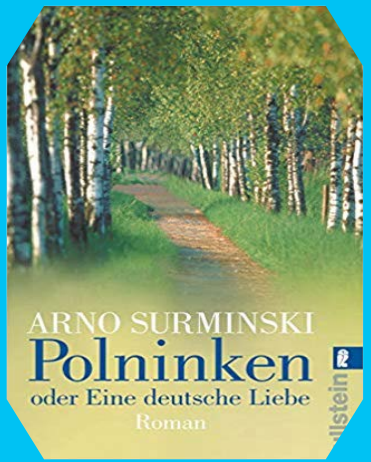
Unverlangt eingesandte Manuskripte werden nicht zurückgesandt. Die Redaktion behält sich vor, Artikeln und Leserbriefe sinngemäß zu kürzen.

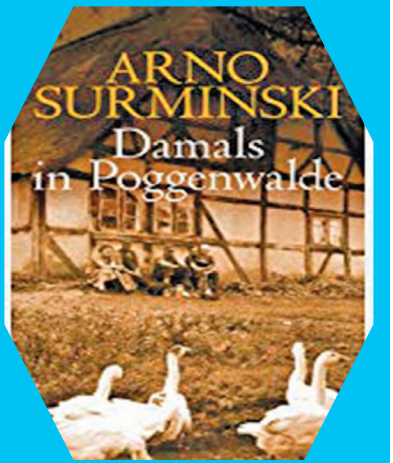
Herstellung: Zakład Usług Poligraficznych i Wydawniczych
MIRDRUK, 10-080 Olsztyn, ul. Profesorska 9A

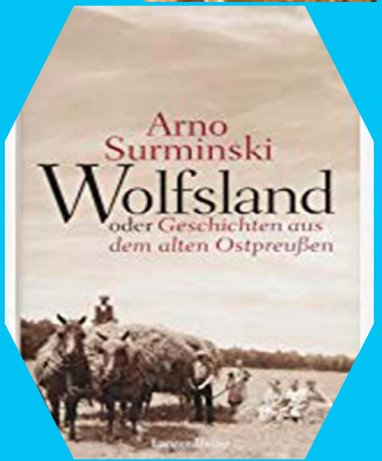
Die Zeitschrift wird vom Auswärtigen Amt der Bundesrepublik Deutschland, vom Ministerium des Inneren, Verwaltung der Republik Polen und von der Stiftung für die Entwicklung Schlesiens finanziell unterstützt.
Czasopismo jest wspierane finansowo przez Ministerstwo Spraw Zagranicznych Republiki Federalnej Niemiec, Ministerstwo Spraw Wewnętrznych i Administracji Rzeczypospolitej Polskiej oraz Fundację Rozwoju Śląska.



Arno Surminski w Kętrzynie/Rastenburg







Arno Surminski und seine Bücher